

„...ich will dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens“

Die Ehe zwischen Mann und Frau ist nach wie vor die am häufigsten gewählte Lebensform. Angesichts erheblich veränderter gesellschaftlich-kultureller Rahmenbedingungen wandelt sich jedoch das Eheverständnis, und im Zuge dessen hat auch das sakramentale Eheverständnis mit seinen Implikationen bei vielen Menschen an Plausibilität verloren. Das verlangt gleichermaßen nach theologischer Reflexion wie nach pastoralen Konsequenzen. **Markus Knapp**

Der Vermählungsspruch bei der kirchlichen Trauung kann sowohl als verheißungsvoll wie auch als irritierend oder gar abschreckend wahrgenommen werden. Einerseits beinhaltet das Versprechen der Treue in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit etwas, das wohl alle Menschen zutiefst ersehnen. Andererseits stößt die Perspektive einer lebenslangen Liebe bis zum Tod heute bei sehr vielen auf Skepsis; angesichts hoher Scheidungsraten erscheint das allzu idealistisch, und es provoziert die Frage, ob Menschen sich damit nicht selbst hoffnungslos überfordern. Ist das sakramentale Verständnis der Ehe als ein lebenslanges Projekt nicht zu einer kirchlichen Ideologie geworden, die von den Realitäten jedenfalls in modernen Gesellschaften – etwa dem grundlegend veränderten Geschlechterverhältnis oder einer fortschreitenden Individualisierung – längst überholt worden ist? Will man es sich mit einer Antwort hier nicht zu leicht machen, bleibt es unerlässlich, den Blick zunächst einmal auf den biblischen Ausgangspunkt des sakramentalen Eheverständnisses zu richten.

IN DER SPUR JESU

In der Jesusüberlieferung wird die Ehe in überaus markanter und provokanter Weise thematisiert im Scheidungsverbot Jesu, das in den synoptischen Evangelien viermal erwähnt wird (Mt 5,32; 19,19; Mk 10,11f.; Lk 16,18). Paulus bestätigt ausdrücklich, dass dieses Verbot auf Jesus selbst zurück geht (1 Kor 7,10f.). Provokant war dieses Verbot im damaligen jüdischen Kontext, weil damit die Möglichkeit der Ehescheidung, wie sie in Dtn 24 geregelt ist, widerrufen wird.

Dieses Scheidungsverbot muss im Zusammenhang der Botschaft Jesu vom Anbruch der eschatologischen Gottesherrschaft gesehen und von daher verstanden werden (Knapp 1999, 45ff.). Angesichts der von ihm verkündeten eschatologischen Heilszeit ging es Jesus offenbar darum, den ursprünglichen Schöpferwillen Gottes wie-

Markus Knapp

geb. 1954, Dr. theol., Professor für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum.

der neu zur Geltung kommen zu lassen (vgl. Mk 10, 2–9). Jesus betrachtete die Ehe also als einen ganz konkreten Ort, an dem sich das eschatologische Kommen Gottes heilsam auswirken soll, indem es die Spaltung und Zerrissenheit zwischen den Menschen zu überwinden hilft und eine tragfähige Versöhnung ermöglicht. So kann die Ehe dann wieder zu einem Raum werden, der dem Schutz, der Entfaltung und dem Gelingen menschlichen Lebens dient, wie es Gott immer schon gewollt hat (vgl. Gen 2,18–25). Der Epheserbrief versteht diese versöhnte Gemeinschaft von Mann und Frau in der Ehe dann als Abbild der Verbindung Christi mit der Kirche (5,31f.). Dazu gibt es bereits eine Analogie im Alten Testament, wenn dort der Bund Jahwes mit Israel als ein eheliches Verhältnis gedeutet wird (vgl. Hos 2,9; Jer 2,2; Mal 2,14).

MENSCHLICHES UND GÖTTLICHES

Aus diesen neutestamentlichen Ursprüngen hat sich dann das sakramentale Eheverständnis entwickelt. Es lässt sich begreifen als eine Transformation der Intention Jesu in ein sakramentales Denken und eine sakramentale Praxis, wie sie sich in der Kirche allmählich herausgebildet haben. So wie die Ehe für Jesus ein besonderer Ort gewesen ist, an dem sich die heilsamen Auswirkungen des Anbruchs der eschatologischen Gottesherrschaft zeigen sollen, so wird sie in der Kirche nun zu einem Ort, an dem die Gnade Gottes sich in spezifischer Weise als wirksam erweisen kann. Die sakramentale Gnade befähigt Menschen in ihrem ehelichen Zusammenleben dazu, an der Verwirklichung von Gottes Heilsplan, der Durchsetzung seines eschatologischen Reiches mitzuwirken.

Ganz auf dieser Grundlage bewegt sich das II. Vatikanum, wenn es in seiner Pastoralkonstitution heißt: „Wie [...] Gott einst durch den Bund der Liebe und Treue seinem Volk entgegenkam, so begegnet nun der Erlöser der Menschen und der Bräutigam der Kirche durch das Sakrament der Ehe den christlichen Gatten“ (*Gaudium et spes* 48). Die Ehe ist demnach nicht nur ein Zeichen dieser liebenden Verbindung Gottes mit den Menschen; in der Ehe kommt die göttliche Liebe Menschen vielmehr nahe, und sie werden in sie mit hineingenommen, so dass die eheliche Liebe, wie das Konzil pointiert formuliert, „Menschliches und Göttliches in sich eint“ (GS 49). Die eheliche Liebe wird demnach von Gott und seiner Liebe gewissermaßen unterfangen und getragen. So werden das personale Miteinander und das wechselseitige Vertrauen in der Ehe gestärkt und die eheliche Treue gefestigt.

DEM BEISTAND GOTTES VERTRAUEN

Dieses sakramentale Eheverständnis ist überaus anspruchsvoll und beruht auf Voraussetzungen, die nicht einfach als gegeben unterstellt werden können. Soll die Ehe tatsächlich als Sakrament gelebt werden, dann bleibt es ja unerlässlich, dass sie aus einer lebendigen Gottesbeziehung heraus gestaltet wird. Eine sakramentale Ehe setzt die Bereitschaft voraus, sich für das Nahegekommen sein Gottes im eigenen Leben immer wieder neu zu öffnen und damit ganz konkret zu rechnen in den Wechselfällen des Alltags mit all seinen Höhen, Tiefen und Banalitäten, mit seinen Freuden, Leiden und Konflikten. Das Eheversprechen beinhaltet ja nichts weniger als die unbedingte Anerkennung und Bejahung eines anderen Menschen in seinem Anderssein; das

schließt das, was ihn attraktiv und begehrenswert macht, ebenso ein wie das, was trotz aller Intimität fremd und unergründlich, anstößig oder unsympathisch bleibt, oder auch Phasen der Lebensminderung infolge von Krankheit oder Arbeitslosigkeit. Ein solches Unternehmen bleibt prekär und riskant. Sakramental ist eine Ehe dann, wenn sie verstanden und gelebt wird in der Zuversicht, dass in all dem der absolut verlässliche Beistand Gottes zugesagt bleibt.

Dabei handelt es sich jedoch nicht um einen Automatismus, denn das helfende und rettende Wirken Gottes erfolgt ja nicht am Menschen vorbei. Gott wirkt nicht ohne den Menschen, ja er bleibt in seinem Wirken auf den Menschen angewiesen, weil er die Freiheit des Menschen vorbehaltlos respektiert. Das ist es, was Sakramentalität ausmacht: Menschen geben Gott Raum in ihrem Leben, damit er sie befähigen kann, mitzuwirken bei seinem Heils- und Versöhnungswerk. Gott handelt so durch Menschen, die sich von ihm in Dienst nehmen lassen, indem sie sich seine heilvollen Intentionen zu eigen machen und im Vertrauen auf seinen Beistand ihre selbstzentrierten Nutzenkalküle aufsprengen. Menschen, die sich in dieser Weise von Gott in Anspruch nehmen lassen, wirken mit bei der Gestaltwerdung seines eschatologischen Reiches.

AUCH ÜBER GRENZEN HINAUS

Die Ehe ist ein Ort, an dem ein solches heilsames Wirken Gottes in menschlicher Vermittlung in besonderer Weise erfahrbar werden kann. Das geschieht auf jeden Fall natürlich da, wo Menschen in ihrem ehelichen Miteinander ein Glück zuteil wird, das alle ihre Erwartungen übersteigt und das sie nur als Geschenk verstehen können.

Das ist aber etwa auch da der Fall, wo in einer ausweglos erscheinenden Situation ein Neuanfang gelingt, den man nicht mehr für möglich gehalten hat; wo neue Kraft zur Versöhnung angesichts schwerer Schuld zuwächst oder wo man, etwa bei Schicksalsschlägen, zu verzweifeln droht und dennoch durchzuhalten vermag. Es sind dies alles Erfahrungen, die Menschen im ehelichen Miteinander mit sich selbst und an sich selbst machen, Erfahrungen, die sie hinausführen über die eigene Enge und Selbstbezogenheit, über Verhärtungen und Verletzungen, über Schmerz, Wut und Verzweiflung. Ohne solche Erfahrungen kann das Eheversprechen, den/die Andere(n) zu lieben, zu achten und zu ehren während des ganzen Lebens, sich nicht erfüllen. Denn das setzt eben voraus, dass Menschen nicht nur bis an die eigenen Grenzen gehen, sondern gelegentlich auch über diese Grenzen hinaus. Das sakramentale Eheverständnis beinhaltet die Überzeugung, dass Menschen gerade auch in solchen Situationen der helfende Beistand Gottes zugesagt bleibt, wenn sie sich für ihn öffnen und auf ihn vertrauen. So können sie dann gelegentlich die Erfahrung machen, dass sie Kräfte entwickeln, die letztlich nicht aus einem selbst kommen.

ÜBERFORDERUNG?

Damit drängt sich nun aber auch die Frage auf, ob ein solches sakramentales Eheverständnis viele Menschen nicht hoffnungslos überfordert. Handelt es sich dabei nicht bloß um ein hehres Ideal, das für zahlreiche Menschen unerfüllbar bleibt und deshalb nicht lebbar ist? Theologisch lässt sich das nicht einfach von der Hand weisen. Denn das sakramentale Eheverständnis im-

pliziert ja in der Tat die Überzeugung, dass die unbedingte, lebenslange Anerkennung und Bejahung einer/eines Anderen Menschen zu überfordern droht, wenn sie ganz auf sich allein gestellt bleiben und nur auf ihre eigenen Kräfte und Möglichkeiten vertrauen. Das verweist noch einmal darauf, dass ein solches Eheverständnis alles andere als selbstverständlich ist und für diejenigen, die sich darauf einlassen, eine beträchtliche Herausforderung darstellt.

Erschwerend kommt dann aber heute hinzu, dass sich die soziokulturellen Bedingungen, unter denen Ehen in einer fortgeschrittenen Moderne gelebt werden müssen, erheblich verändert haben und das Gelingen ehelicher Beziehungen dadurch wesentlich prekärer geworden ist. Die Erfordernisse eines flexiblen Arbeitsmarktes, die Verdichtung der Arbeitsprozesse, die Forderung nach ständiger Erreichbarkeit und die damit einhergehende Entgrenzung der beruflichen Sphäre, hohe Anforderungen an die Mobilität, die Berufstätigkeit beider Ehepartner – all das kann die Stabilität von Beziehungen unterminieren und die Organisation eines geregelten ehelichen und familiären Miteinanders zu einem permanent vom Absturz bedrohten Balanceakt machen.

Aber auch die Liebesverhältnisse zwischen Männern und Frauen, die Erwartungen, die mit ihnen verbunden werden, haben sich erheblich verändert. So weist die Soziologin Eva Illouz in einer breit angelegten Untersuchung etwa darauf hin, dass sich heute in Paarbeziehungen oft eine „Spannung zwischen dem Verlangen nach Anerkennung und der Bedrohung der Autonomie“ (Illouz, 259) beobachten lässt. Diese widersprüchlichen Erwartungen verhindern häufig bereits das Eingehen verbindlicher Beziehungen, und bestehende werden aufgrund dieser Spannung labiler.

SELBSTBESTIMMTE EINSCHRÄNKUNG DER AUTONOMIE

Diese Spannung zwischen dem Streben nach Autonomie und dem Verlangen nach Anerkennung verändert sich in der Perspektive eines sakramentalen Eheverständnisses. Eine solche Ehe beruht ja auf dem im Vertrauen auf den Beistand Gottes gegebenen Versprechen einer personalen Lebensgemeinschaft, in das die ganze zukünftige Lebensgeschichte der beiden Partner miteinbezogen ist. Sie gehen durch dieses Versprechen eine sie bindende Selbstverpflichtung ein. „Indem es gegenüber dem anderen geäußert wird, gibt es der Beziehung zwischen den Partnern selbst eine neue Qualität: der Versprechende legt sich durch dieses Wort fest, das heißt, er schränkt seine Möglichkeiten für die Zukunft aus freien Stücken zugunsten der Beziehung zum anderen ein“ (Hilpert, 233). Eine solche Einschränkung der eigenen Autonomie, auch wenn sie selber auf einer autonomen Entscheidung beruht, bleibt für viele Menschen heute unakzeptabel.

Hinzu kommt schließlich als ein weiterer wichtiger Aspekt, der die Plausibilität eines sakramentalen Eheverständnisses beeinträchtigt, die Herausbildung eines „immanenten Rahmens“ infolge des fortschreitenden Säkularisierungsprozesses in der Moderne. Der Philosoph Charles Taylor versteht darunter den Tatbestand, dass heute nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in den Lebenszusammenhängen des Alltags die Bezugnahme auf eine transzendente Wirklichkeit ausgeschlossen wird (vgl. Taylor, 990). Das Leben vollzieht sich ganz innerhalb eines in sich abgedichteten Rahmens, so dass die Akteure nur auf sich selbst verwiesen bleiben. Damit verlieren zwangsläufig auch eine sakramentale Denkform und ein sakramentales Ver-

ständnis der Wirklichkeit ihre Plausibilität (vgl. Menke, 277ff.). Sie erscheinen dann fast unweigerlich als vormoderne Relikte, weil sie ja ein Wirken Gottes in innerweltlichen Zusammenhängen postulieren und damit rechnen.

KONSEQUENZEN

Diese Herausforderungen, vor die ein sakramentales Eheverständnis heute gestellt ist, können nicht ohne theologische und pastorale Konsequenzen bleiben. Im Kern geht es dabei um die Frage, ob und wie sich im lebenspraktischen Zusammenhang partnerschaftlicher Beziehungen ein Sensus für die Dimension des Transzendenten wecken bzw. bestärken lässt. Denn es ist ja vor allem der im Zuge der Säkularisierung erfolgende Verlust dieser Dimension, was ein Eheverständnis unplausibel werden lässt, das darauf gründet, dass „echte eheliche Liebe in göttliche Liebe aufgenommen (wird)“ (GS 48). Die Frage ist, ob sich das inmitten des säkularisierten Lebenszusammenhangs der Moderne neu bewahren und bewähren kann. Kann also, in Entsprechung zur ursprünglichen Intention Jesu, gerade das je konkrete eheliche Miteinander ein ausgezeichnete Ort sein, an dem das heilvolle Kommen Gottes in diese Welt lebenspraktisch ausbuchstabiert wird und gerade auch hier angesichts aller menschlichen Begrenztheit und Schuldverstrickung etwas erfahrbar wird von seiner Nähe und Gegenwart? An der Antwort auf diese Frage entscheidet sich die Zukunftsfähigkeit des sakramentalen Eheverständnisses unter modernen Bedingungen. Entscheidend dafür erscheint die Vermittlung eines spirituellen Umgangs mit der Wirklichkeit des eigenen Lebens, so dass Menschen sensibel und offen werden für

eine Tiefendimension dieser Wirklichkeit, die sich ihnen gerade in der liebenden Gemeinschaft mit einem anderen Menschen erschließen kann. In der ehelichen Beziehung kann die gemeinsame Suche nach Gott und die Begegnung mit ihm in einer ganz besonders intensiven Weise erfolgen. Es ist auffällig, wie vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit im Bereich der kirchlichen Eheberatung und der Ehepastoral einer solchen Spiritualität der Ehe (nicht der Familie!) gewidmet wird (Knapp 2010).

MÖGLICHKEIT DES SCHEITERNS

Unerlässlich bleibt in Kirche und Theologie so- dann aber auch ein vertieftes Bewusstsein dafür, dass unter modernen Bedingungen das Projekt einer lebenslangen Ehe überaus prekär geworden ist. Das verlangt einerseits, die Möglichkeit des Scheiterns theologisch und pastoral intensiver zu reflektieren auf dem Hintergrund des sakramentalen Eheverständnisses. So gehört ja Scheitern zweifellos in vielfältiger Weise zum menschlichen Leben hinzu. Nimmt man das sakramentale Eheverständnis ernst, so hat das Scheitern einer sakramentalen Ehe jedoch noch eine andere Dimension; denn letztlich scheitert damit ja auch Gott selbst am Menschen. Dieser abgründigen Zwiespältigkeit wird weder ein rigoristischer noch ein laxistischer Umgang mit dem Scheitern von Ehen gerecht. Es muss vielmehr darum gehen, die Betroffenen bei einer ehrlichen, schonungslosen Prüfung des eigenen Gewissens zu unterstützen, das ja nach traditioneller kirchlich-theologischer Überzeugung die Stimme Gottes im Menschen ist.

Andererseits erscheint es zwingend, in theologischer wie pastoraler Perspektive die Frage neu

zu thematisieren, welche Voraussetzungen erforderlich sind, damit unter den soziokulturellen Bedingungen der Moderne eine sakramentale Ehe zustandekommt. Wenn für sie eine lebendige Gottesbeziehung unerlässlich bleibt, eine solche heute aber nicht mehr selbstverständlich vorausgesetzt werden kann, müsste die Kirche Christen, deren Taufe sich nicht in einer solchen Gottesbeziehung Ausdruck verschafft, auch die Möglichkeit einer nichtsakramentalen Ehe einräumen.



LITERATUR

- Hilpert, Konrad**, Ehe als Lebensform von Liebe, in: W. Ernst (Hg.), Grundlagen und Probleme der heutigen Moraltheologie, Würzburg 1989, 227–246.
- Illouz, Eva**, Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung, Berlin 2011.
- Knapp, Markus**, Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit, Würzburg 1999.
- Knapp, Markus**, Die Ehe als christliche Lebensform. Überlegungen zur Ehespiritualität, in: Geist und Leben 83 (2010) 433–444.
- Menke, Karl-Heinz**, Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholizismus, Regensburg 2012.
- Taylor, Charles**, Ein säkulares Zeitalter, Frankfurt a.M. 2009.